

LISA SCHNEIDER

**TRÄNEN DER  
FREIHEIT**

[Leseprobe]

*Riverfield*

1. Auflage 2016

Alle Rechte vorbehalten

© copyright by

Riverfield Verlag, Basel

[www.riverfield-verlag.ch](http://www.riverfield-verlag.ch)

Lektorat

Susanne Dieminger, Friedberg (D)

Korrektorat & Satz

ihleo verlagsbüro – Dr. Oliver Ihle, Husum (D)

Umschlaggestaltung

Hauptmann & Kompanie, Zürich (CH)

Druck und Bindung

CPI Ebner & Spiegel, Ulm (D)

Printed in Germany

ISBN 978-3-9524523-8-7

Denke immer daran, dass deine  
eigene Entschlossenheit zu siegen  
wichtiger ist als alles andere!

*Abraham Lincoln*



# Prolog

---

*Vicksburg, Mississippi, Herbst 1933*

Langsam und mit Bedacht, die Hände hinter dem Rücken zusammengefaltet, setze ich einen Fuß vor den anderen. Ich betrachte wie früher die herbstliche Welt. Die Bäume, die die gepflasterte Straße links und rechts säumen, tragen ihr buntes Kleid nun in allen Farben. Einige Blätter erscheinen in einem zarten Gelb, sodass man denkt, bei ihrem Anblick in die Sonne zu schauen; andere tragen eine rubinrote Farbe, als wären sie das Feuer selbst. Wieder andere sind schon zu Boden gefallen und setzen dort braune Akzente.

Als ich die Landschaft wieder vor mir sehe, die Landschaft meiner Jugend, jagt mir ein kalter Schauer über den Rücken.

Ich muss plötzlich an die Stimme denken, die ich vor wenigen Tagen im Radio gehört hatte: »... Macht brauchen wir, um unseren Lebensraum zu erweitern ...« Ein Rauschen hatte die Stimme unterbrochen, es knisterte und dann sprach die Stimme weiter: »... Andersrassige wie Neger und Juden sind ...«, erneut übertönte ein Rauschen die Stimme, bevor Tausende begeistert »... Sieg Heil ... Sieg Heil ...« aus dem Radio schrien. Die Bedeutung der Worte hatte ich nicht völlig verstanden, doch die Botschaft, die dieser Mann mit seiner krächzenden Stimme in die Welt hinaus schrie, war mir mehr als klar:

*Hass!* Lernen die Menschen denn nie aus den Fehlern der Vergangenheit?

Ein kühler Windhauch wirbelt die Blätter durcheinander und erinnert mich daran, weshalb ich den weiten Weg hierher auf mich genommen habe. Langsam gehe ich ihn weiter. Dicht hinter mir folgen die anderen, die Köpfe nachdenklich zu Boden geneigt.

Nach wenigen Minuten mache ich halt, stütze mich an einen Baum zu meiner Rechten und lasse meinen Blick nach vorn über eine weite, grüne Wiese schweifen.

Dann gehe ich noch ein paar wackelige Schritte und bleibe vor einem der unzähligen Grabsteine stehen. Die Inschrift auf dem grauen Stein ist alt und verwittert, meine Erinnerung daran jedoch so frisch, als sei alles erst gestern geschehen.

»Ich bin zurückgekommen«, flüstere ich lächelnd und mit Tränen in den Augen. »Ich bin wie versprochen zurückgekehrt!«

Nach einer Weile drehe ich mich langsam um. Die anderen, die mich mittlerweile eingeholt haben, sehen mich erwartungsvoll an. Ich beginne zu erzählen, aber meine Stimme bebt.

»Nach all den Jahren bin ich ... nun wieder hier. Trotz meines Versprechens ... hätte ich nie geglaubt, dass ich die Kraft dazu finden würde. Doch vor meinem Tod möchte ich, dass ihr alles erfahrt!« Ich stocke, schließe die Augen, bevor ich wieder Kraft finde und sie erneut öffne. »Der Krieg ist wie Feuer ... Man weiß, dass man nicht damit spielen darf, dennoch tut man es. Ich frage mich, weshalb man es tut. Liegt es an der Neugierde des Menschen, an unserem Hochmut? Oder liegt es daran, dass wir immer

alles beherrschen wollen, was uns nicht gehört? – Ich weiß es nicht. Ich wusste es nie. Doch ich weiß, dass wir mit dem Feuer spielen, bevor wir einen Brand verursachen, und ich weiß, dass dieser Brand Narben hinterlässt. So zumindest war es bei mir.«

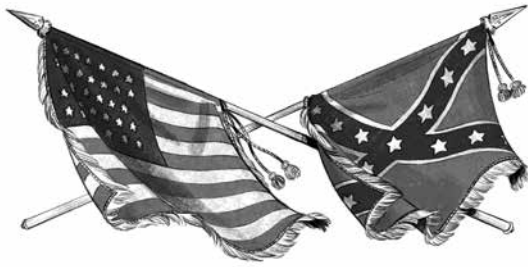
Mein Blick verliert sich immer mehr in der Weite und ich spüre, wie ich in die Vergangenheit zurückgleite, während ich zu erzählen beginne.





# Teil 1

Das Spiel mit dem Feuer





## Kapitel 1

*Lawrence, Kansas, 1858*

Eine milde Brise umspielte die Festbesucher, blies ihre Haare durcheinander, hob die mondbeschiedenen Blätter vom Boden in die Höhe. Die aufwirbelnden Blätter zwischen den freudigen Menschen und deren hastigen Tritten schienen zu tanzen, gehorchten dann immer wieder der Schwerkraft und sanken zu Boden. Dies aber schien nur mir aufzufallen – derjenigen, die immer alles »begreifen« wollte, wie Mrs. Darwinson nicht müde wurde zu sagen. Ich solle nicht immer alles hinterfragen und wissen wollen, herrschte sie mich oft an, und dies stimmte mich manchmal wütend und auch traurig. Doch auch wenn sie wohl recht damit hatte – und sie hatte recht, denn ich wollte immer alles wissen! –, munterte mich Mutter jedes Mal wieder auf.

An das dachte ich, während mich Mutter an der einen und meinen Bruder Matthew an der anderen Hand durch das Getümmel zog. Meine braun gelockten Haare wehten im Wind, der zwischen den Menschen hindurchblies und meine weiße, mit Sommersprossen übersäte Haut erzittern ließ. Meine kleinen Finger hielten die meiner Mutter fest umschlossen, meine Blicke schweiften wild umher. Die freudigen Gesichter der Menschen ließen Matthew und mich erstrahlen, und die Lichter, zusammen mit der fröhlichen Musik und den blond flatternden Haaren unserer Mutter vor mir, erfüllten mich mit einem tief empfundenen Glücksgefühl.

Während uns immer mehr Menschen entgegenkamen und gelegentlich mit uns zusammenstießen, beschleunigte Mutter ihren Gang und führte uns zu einem ruhigeren Platz. Dort griff sie in ihre alte, lederne Tasche und reichte uns je ein Stück warmes Brot, an dessen köstlichen Duft ich mich bis heute erinnern kann. Sie lächelte sanft, als sie unsere strahlenden Gesichter sah.

Und während ich ihren Blick erwiderte, wurde mir zum ersten Mal bewusst, wie schön sie war: Sie hatte bernsteinfarbene Augen, bei deren Anblick einem ganz warm wurde, eine gerade Nase und wunderschöne Haare, die sich wie geschmolzenes Gold über ihre Schultern ergossen. Als Mutter mich in diesem Moment anlächelte, setzte sich der sehnsüchtige Wunsch in meinem Herzen fest, dass diese dunkle und doch so strahlende Nacht nie wieder enden sollte!

Matthew und ich waren noch jung damals, er 13 und ich gerade mal 11 Jahre alt, und doch würden wir nie wieder den wundervollen Duft von geröstetem Brot und das Gefühl von Freiheit unter einem nächtlichen Sternenhimmel vergessen.

Wir schrieben damals den 1. September 1858. An diesem Tag kam in Vicksburg, Mississippi, in einer morschen Hütte ein Sklavenjunge zur Welt – ein Sklavenjunge, der mein Leben von Grund auf verändern sollte.

## Kapitel 2

*Zwei Jahre später, Oktober 1860*

»Die Schwarzen sind schlecht!«, rief Mrs. Darwinson durch das hell erleuchtete Klassenzimmer.

»Schwarze sind schlecht und wertlos!«

Ihre Worte drangen immer und immer wieder aus ihrem zu einer feinen Linie zusammengesetzten Mund. Wie eine Schlange erreichten sie zuerst Fenster, dann Tische und Stühle, bevor sie als eiskalter Hauch in meine Ohren drangen und mich jedes einzelne Mal erzittern ließen. Ich fühlte mich so wehrlos, so zurückgelassen und allein, als sie mit energischen Schritten unsere Stühle abklapperte, mit dem geraden Holzstock in den Händen im Takt klopfte und allen Kindern die Worte zwanghaft aus ihren Mündern presste.

Alle hassten sie. Sie erschien uns wie ein Monster, eine Kreatur des Bösen, und doch wagte es niemand, das Wort gegen sie zu erheben, niemand war mutig genug, aufzustehen und zu gehen. Niemand.

Noch heute kann ich mich an die Worte meines Vaters erinnern, als er mich ein letztes Mal in seinen schützenden Armen hielt, bevor er in den Krieg zog. Da muss ich etwa vier Jahre alt gewesen sein. Mutter und Vater hatten sich wenige Tage davor in der Küche gestritten, während Matthew und ich gelauscht hatten. Matthew hatte mir befohlen, ganz leise zu sein, und ich tat es, nicht weil ich Angst hatte, sondern einfach weil ich den Worten Vaters horchte, der Mutter erklärte, dass es seinem guten Freund

in Südamerika sehr schlecht ginge und die Leute dort auf militärische Hilfe angewiesen waren. Es herrschte Krieg zwischen Brasilien und der Argentinischen Konföderation. Vater war ein überzeugender Redner, dennoch gelang es ihm nicht, Mutter zu beruhigen. Sie weinte, machte eine Pause und fragte immer wieder das Gleiche: Wieso um Gottes Willen Vater in einen Krieg eines anderen Volkes ziehen musste? Vater hatte nur gelächelt, ihr eine Träne aus dem Gesicht gewischt und leise die Worte geflüstert: »Weil ich helfen kann.«

Und so hatte er entschieden zu gehen. Vor seiner Abreise frühmorgens hatte er mich zuerst zärtlich umarmt, bevor er mir, seinen Mund ganz nah an meinem Ohr, einige Worte zuwisperte. Er sprach so leise, dass ich seine Worte mehr erahnen als verstehen konnte.

»Du darfst dich nie ergeben! Kein Mensch auf der Welt hat das Recht, dir vorzuschreiben, was du zu tun und zu lassen hast, Catherine!«

Ich war so überrascht gewesen, dass ich nur wie angewurzelt dastand und nickte. Meine Augen füllten sich mit glitzernden Tränen. Doch als er mit seiner Ausrüstung zur Tür schritt und mich ansah, konnte ich an seinen Lippen ablesen, wie er vor sich hin murmelte: »Bleib stark!« Er hatte es mehr zu sich selbst gesagt, doch seit diesem Tag wusste ich, dass Vater das Beste gewesen war, was Mutter hatte passieren können. Und nun war er verschwunden und Mutter allein.

Ich hasste mich dafür, Mrs. Darwinson nie meine Meinung zu sagen, genau wie die anderen Schüler, die jeden Tag mit gequälten Blicken ihren Aufforderungen ge-

horchten. Doch ich, als dreizehnjähriges Mädchen, was sollte ich schon gegen sie ausrichten können? Es war mir nicht erlaubt, mein Wort gegen sie zu erheben, und deshalb schwieg ich, tagein, tagaus. Schon viele Male hatte ich versucht, den Mund aufzumachen und ihr zu widersprechen, doch jedes Mal, wenn ich in meinem Kopf verschiedene Silben gebildet und zusammengesetzt hatte, verschluckte ich sie in der darauffolgenden Sekunde wieder. Und um ehrlich zu sein, war die Situation doch zu abwegig: ein Mädchen, das eine Lehrerin belehren wollte!?

Das immer näher kommende Klappern ihrer Schuhe und ein unmittelbar folgender lauter Knall rissen mich blitzartig aus meinen Gedanken. Ich blickte auf und sah Mrs. Darwinsons Kopf direkt über mir. Sie war schon älter, ich schätzte sie auf etwa Ende fünfzig. Ihre grauen Haare, die keine einzige Welle zu haben schienen, waren stets streng nach hinten gebunden, sodass keine einzige Strähne ihr Gesicht stören konnte. Sie hatte blaue, eiskalte Augen, die ihr Gegenüber zu durchdringen schienen und dazu zwangen, ihr zu gehorchen. Es mag ein wenig merkwürdig klingen, doch es war unvermeidlich, dass einem bei ihrem Anblick immer ein kalter Schauer erfasste – es fühlte sich an, als würde eine giftige Schlange sich am Rücken hinunterschlängeln und dann, unten angekommen, mit spitzen Zähnen ihr Gift ins Fleisch stoßen. Ein Gift, welches das Gehirn ihrer Opfer verdunkelte und sie auf ihre Seite zwang. Genau so empfand ich diese Frau: als eine gefährliche Schlange mit einem noch gefährlicheren Gift. Jetzt wurde mein Blick von ihren eiskalten, magischen Augen gebannt, bevor mich ihre zischenden Worte erreichten.

»Mrs. Lanchester, ich höre Sie nicht den bekannten Satz sagen. Wollen Sie etwas anderes vortragen?«

Ich erschrak ob der hinter ihren Worten liegenden unausgesprochenen Drohung und antwortete schnell: »Nein, natürlich nicht, Mrs. Darwinson!«

»Gut, dann sehen Sie zu, dass Sie nach vorn kommen und den Satz der Klasse in aller Deutlichkeit vortragen!«

Ich holte tief Luft, bevor ich mich erhob und mit wackeligen Schritten meinen Platz verließ. Als ich kurz darauf vor meinen Mitschülern stand und in ihre ängstlichen Gesichter starrte, stieg ein Gefühl in mir hoch, das in seiner Intensität alle bisherigen Empfindungen überstieg. Langsam, wie ein Zittern, drang es von meinen Händen zu meinem Herzen, bevor die Gedanken in meinem Kopf zu Millionen Splintern zersprangen.

Mit steifen Lippen und in ohnmächtigem Zorn presste ich diesen Satz aus mir heraus: »Schwarze sind schlecht. Schwarze sind wertlos!«

Mein Bruder Matthew wartete an der Mauer des Schulhauses angelehnt, bis ich nach draußen kam. Das hatte er in der letzten Zeit nicht mehr getan. Viele Monate lang war er in der obligatorischen Militärausbildung gewesen und hatte dort gelernt, wie man eine Waffe in den Händen hält und Menschen umbringt. Auch wenn er mir nie etwas über seine Zeit im Camp in Missouri erzählen wollte und sofort das Thema wechselte, wenn ich fragte, so wusste ich doch, dass ihn die Erfahrungen, die er dort gesammelt hatte, belasteten. Mir wurde angst und bange, wenn ich daran dachte und mir den empfindsamen Matthew in einem einsamen Camp vorstellte, mit einer Waffe



in den Händen den schlammigen Boden entlangrobbend! Das hatte er nicht verdient, niemand hätte das verdient: für den Tod zu arbeiten, statt für die Familie da zu sein! Doch Matthew war, wie unser Vater einst, zu stolz, um sich zu beklagen – zumal in einer Zeit, in der es schon genug Probleme gab. Aber seit er vor wenigen Wochen zurückgekommen war, bestand er darauf, mich zur Schule zu begleiten, »wann immer es ihm Gott erlaubte«, wie er zu sagen pflegte. Das Camp hatte ihn verändert, und viele mögen glauben, dass ein Mann mit solchen Erfahrungen über Leben und Tod härter wird, doch dem ist nicht so. Männer werden damit im Kern weicher, dessen war ich mir gewiss!

Matthew sah mich mit einem schiefen Grinsen an.

»Sag nichts«, zischte ich mit einem spöttischen Unterton.

»Das muss ich gar nicht, ich kenne sie!«, erwiderte er, nun ein wenig düsterer.

So liefen wir schweigend den langen Kieselpfad entlang, der seitlich von wundervoll grünen Weiden gesäumt war. Die Blumen, die der Sonne entgegenwuchsen, strahlten in allen Farben, einige schienen das Licht der Sonne selbst zu sein in ihrem Grellgelb, andere wiederum erinnerten an einen kalten Abend am Kamin, wenn sich die roten Feuerspitzen hin und her bewegten.

Ein flatterndes Geräusch riss mich aus meinen Tagträumen. Ich sah neugierig nach vorn über das Feld und konnte ganz dicht vor mir einen saphirblauen Vogel erkennen, dessen Schönheit mich sofort fesselte. Sein schwarz gefiedertes Haupt zierte ein feiner, aufgestellter Schopf, während der Rest seines Körpers bläulich glänzte und die prächtigen

Flügel in der Sonne beinahe türkisfarben schimmerten. Ich überlegte einen Moment lang, doch dann wusste ich es wieder: Das war ein Diademhäher, ein Singvogel, der uns oft mit seinem wundervollen Gezwitscher beglückte. Ich liebte Vögel, doch vor allem liebte ich den Gedanken, dass sie einfach nur ihre Flügel auszubreiten hatten, um sich schwerelos in die Lüfte zu erheben. Das ließ mein Herz ganz warm werden. Mit einem Lächeln sah ich dem Vogel hinterher, der nun mit einer Leichtigkeit zwischen den Blumen hindurchflatterte, bei deren Anblick ich schon fast neidisch wurde. Er war so wunderschön und frei, wie ohne Sorgen! Langsam flog er immer weiter fort, bis nur noch seine schwarzen Umrisse in der gelben Sonne zu sehen waren. Ich streckte meine Hand nach ihm aus, doch er war schon längst weit, weit weg.

Die tiefe Sehnsucht nach Freiheit und Leichtigkeit lag noch in meinem Blick, als ich Matthew nun mit meinen großen braunen Augen ansah, während ein feiner Windhauch meine lockigen Haare hin und her bewegte und schließlich auch Matthews Haar durchkämmte. Matthew legte seine Hand auf meine Schulter und gab einen leichten Seufzer von sich.

»Lass ihn gehen, Cathie, lass ihn gehen!«

Diese Worte sollten mich für immer an Matthew erinnern. Sie waren fortan in meinen Kopf gebrannt und sollten noch große Gefühle in mir auslösen. Obwohl ich das damals noch nicht erahnen konnte ...

Mutter kam wie immer spät nach Hause, so spät, dass selbst Matthew ihr Kommen nicht bemerkt hatte, als er zu Bett ging. Matthew und ich schliefen in einem Zim-

mer, die Betten dicht aneinander, sodass wir uns an den Händen halten konnten und wussten, wir waren nicht allein. So hatte ich keine Angst, wenn Mutter spät nach Hause kam – diese Angst, sie würde nie wieder zurückkehren. Das war so, seit Vater im Krieg gefallen war. Ich hatte das damals nicht begriffen, und, um ehrlich zu sein, ich begreife es auch heute noch nicht. Wie konnte ein so guter Mann wie Vater einfach verschwinden? Wer hatte sich das Recht herausgenommen, uns unseren Vater zu rauben? Wer hätte je das Recht, so etwas zu tun? Obwohl die Tatsachen eine andere Sprache sprachen, gab es auf diese Fragen nur eine Antwort: niemand!

Diese Gedanken blieben allerdings in meinem Kopf. Ich wagte es nicht, als Frau, noch dazu als minderjährige, so zu sprechen.

Matthew hatte diese Ängste schon ein wenig länger als ich, doch er dachte das Gleiche, und ich wusste, es war dieser eine Grund, der uns so stark miteinander verband, und dieser eine Grund, der mir zeigte, dass Matthew mich verstand.

Ich konnte mir nicht erklären, weshalb ich so fühlte, doch tief in mir verfolgte mich die Angst, dass dieses vertraute Leben, das wir führten, schon bald enden würde.

Ich sollte recht behalten. Sonst hatte ich mich immer gefreut, wenn ich recht hatte, es war jedes Mal ein Gefühl der Genugtuung und des Stolzes – ich, das Mädchen, die junge Frau hatte recht! –, doch ich frage mich bis zum heutigen Tage, weshalb ich in dieser Sache nur recht haben musste.

Als Mutter endlich von der Arbeit kam, entkräftet und erschöpft, konnte ich durch das kleine Fenster an

der Wand schon das zarte Rot der aufgehenden Sonne am Horizont erkennen. Und während ich nun aus dem Fenster sah und die in der rötlichen Sonne schimmernden Felder betrachtete, auf denen bereits einige Bauern arbeiteten, als ich den mir so bekannten Duft von frischen Blumen in meiner Nase roch, da spürte ich tief in mir ein leichtes Kribbeln, angefangen in den Fingerspitzen bis hinunter zu den Zehen: Der unwiderstehliche Drang, mich aus dem Haus zu schleichen und fortzurrennen, diesem Horizont entgegen, wurde immer stärker. Ich wollte fort, einfach fort. Ich schloss die Augen und konnte das weiche, vom Nebel feuchte Gras unter meinen Füßen spüren, und ich fühlte den kühlen Morgenwind, der sich wie eine Decke um meinen Körper legte. Meine Lungen weiteten sich und sogen tief die frische Morgenluft ein, bevor mich meine Füße, so schnell sie es vermochten, in Richtung Sonnenaufgang trugen.

Als ich die Augen wieder öffnete, war alles weg: kein Gras unter meinen Füßen, keine kühle Luft in meinen Lungen. Nur die Beschämung, dass ein dreizehnjähriges Mädchen es sich anmaßte, überhaupt nur daran zu denken zu fliehen.

Einige Stunden später wurde ich durch ein Geräusch geweckt und blinzelte verschlafen in den frühen Tag. Direkt über mir konnte ich Matthews Gesicht erkennen; er sah frisch und munter aus, glücklich. Um ehrlich zu sein, sah er heute richtig gut aus. Seine kurz geschnittenen, braunen Haare waren nach hinten gekämmt, sodass keine einzige Strähne es wagte, das Zusammenspiel seiner feinen, roten Lippen und der leicht gekrümmten Nase zu stören.

Seine Wangen, die genau wie meine mit zarten Sommersprossen bedeckt waren, hatten in der Morgensonne einen goldenen Branton angenommen, und als er mich nun anlächelte, erfüllte sich mein Herz mit Glück und gab sich für einen Moment der Leichtigkeit hin. Alles war in ein helles, warmes Licht getaucht, die Welt war in diesem Moment eine friedfertige, und in dieser Stimmung grinste ich auch unter der Decke hervor.

»Komm, Cathie, Mutter ist schon gegangen, du musst auch arbeiten!«

Mein Gesicht verdunkelte sich blitzartig und das fröhliche Lächeln verschwand. Ich nickte, bevor ich aufstand, mich wusch und zu arbeiten begann.

Als Frau war es mir bestimmt, an den schulfreien Tagen aus den Stoffen, die Mutter mir vom Markt mitbrachte, Kleidung herzustellen, die wir später auf dem alljährlich stattfindenden Fest verkaufen würden.

Mutter arbeitete von frühmorgens bis spätabends in einer Bandweberei nicht weit von hier und Matthew verdingte sich auf dem Feld. Er arbeitete hart, so wie jeder andere hier, das heißt, er stand mit den ersten Sonnenstrahlen des Tages auf und kam manchmal erst nach Hause, wenn die Dämmerung einsetzte. Tag für Tag, Woche für Woche, und manchmal musste er sogar sonntags arbeiten. Trotz der vielen Arbeit beklagte er sich nie über irgendetwas, auch wenn er oft einen Grund dafür gehabt hätte. Das war nur eine seiner guten Eigenschaften. Wann immer möglich und er mit der Arbeit schon fertig war, holte er mich von der Schule ab, um mich sicher nach Hause zu geleiten. Ja, Matthew war immer für mich da. Ich liebte meinen Bruder mehr als alles andere

auf der Welt. Er verstand mich, und manchmal glaubte ich, er wäre der Einzige, der mich wirklich kannte. Ihn zu verlieren, konnte ich mir nicht vorstellen.

Ich schüttelte schnell den Kopf, um diesen grausamen Gedanken zu verdrängen, bevor mich Matthew zum Abschied auf die Wange küsste und mit einer Hacke in den Händen zu Tür hinausschritt.

Das Pfeifen des Windes war das Letzte, was ich vernahm, bevor ich gedankenverloren begann, die Stoffetzen zu Kleidern zusammenzunähen.

Als Matthew und ich heute, am Sonntag, die Straßen entlangliefen, beobachtete ich die Menschen, die uns entgegenkamen. Manche von ihnen hatten es eilig, andere schlenderten mit leeren Blicken an uns vorbei. Meistens aber waren die Leute, überwiegend Frauen, beschäftigt: Sie kauften Gemüse ein oder saßen am Straßenrand und in den Hauseingängen, um Kleidung zu nähen; dabei schienen sie konzentriert und zugleich müde, ihre Gesichter waren ohne jegliche Gefühlsregung und ihre Handbewegungen nur noch ein kaum hörbares Klopfen, wenn sie mit ihren Nähnadeln wie im Takt die Stoffteile zusammenfügten. Die meisten Männer arbeiteten auf dem Feld, als Handwerker oder als Händler außerhalb der Siedlung.

Mein Blick schweifte auf die großen Äcker hinter der Siedlung. Sie leuchteten im Sonnenlicht in einem bernsteinfarbenen Ton, Männer und Zugtiere waren nur als schwarze Umrisse zu erkennen. Ich wandte meinen Blick wieder nach vorn, und als ich die Häuser der Landleute musterte, fiel mir deren Schönheit auf. Sie waren zwar alt und einige von ihnen nicht mehr als vier Wände, man-

che drohten sogar, in sich zusammenzustürzen, doch es waren die Häuser, die mir so vertraut waren. Sie gehörten zu Lawrence, oder besser gesagt zu dessen Rand, an dem auch wir wohnten.

Matthew und ich erreichten den Dorfbrunnen. Obwohl er nicht mehr als eine kleine, runde Mauer aus Backsteinen war, mit unzähligen Rissen und einem tiefen Loch in der Mitte, bildete er das Zentrum des Dorfes, um das herum alle Veranstaltungen, Märkte und Feste stattfanden. Jeden Tag holten die Frauen ihr Wasser aus diesem Brunnen, da unser Dorf zu arm war, um sich Wasserleitungen leisten zu können. Außerdem gab es Lawrence erst seit einigen Jahren, sodass viele Dinge erst noch gebaut werden mussten. Wenn ich mich recht erinnere, galt Lawrence als ein Ort für Bewohner, die gegen die Sklaverei waren, da deren Erbauer zu der Anti-Sklavereibewegung gehörten. Wie Mrs. Darwinson, eine klare Sklavereibefürworterin, jedoch hier wohnen konnte, ist mir bis heute nicht verständlich.

Ich sah den Brunnen kurz an, bevor mein Blick zu den Häusern dahinter schweifte, die einen Halbkreis um den Brunnen bildeten. Hier wohnten die etwas wohlhabenderen Menschen des Dorfes. Auch sie arbeiteten hart für ihren täglichen Lebensunterhalt. Das war für die meisten Menschen hier selbstverständlich. Sie lebten, umgeben von Familie und Freunden, und waren glücklich; einige wenige sparten Geld, um sich eines Tages in die weite Welt zu wagen.

»Komm, Cathie, wir dürfen nicht mit leeren Händen nach Hause kommen!«, sagte Matthew und riss mich mit seinen Worten aus meinen Tagträumen. Dann zog er

mich zum Gemüsehändler und kaufte mit dem wenigen Geld, das uns Mutter zugesteckt hatte, frisches Gemüse, bevor wir über den schmalen Pfad zwischen den Feldern wieder nach Hause schritten. Matthew lief vor mir mit großen Schritten, während ich mit den Gedanken bei den blauen Vögeln auf dem Feld war und hinter ihm her stolperte.

Es mochten wohl Dutzende gewesen sein, die sich auf dem Feld niedergelassen hatten, um zu ruhen, und zusammen mit den glühend roten Sonnenstrahlen im Westen verwandelte sich ihr Federkleid in eine rot-blaue Tracht, die ihnen ein äußerst majestätisches und elegantes Aussehen verlieh. Jedes Mal, wenn sie ihre Flügel bewegten, erfüllte mich ihre Schönheit mit Glück. Ein tiefer Drang breitete sich in meinem Körper aus, über das grüne Feld zu rennen und mit den Vögeln davonzufiegen. Das Gefühl wurde immer stärker und erfüllte mich mit solcher Sehnsucht, dass ich die Taschen fallen ließ und losrannte. Aufgeschreckt breiteten die blauen Vögel ihre Flügel aus und zischten schnell in die Luft, der Weite des roten Abendhimmels entgegen. Matthew sah mich mit großen Augen an, bevor auch er die Taschen fallen ließ und auf dem Feld zu tanzen begann, während die Vögel scheu und dennoch amüsiert, wie es mir schien, hoch über uns kreisten, als würden sie mit uns die Schönheit dieses Abends feiern. Es war ein wundervoller Anblick, der mein Herz bis ins Innerste berührte. Wir lachten tanzend Hand in Hand, bis wir müde auf den Boden glitten und den Himmel betrachteten. Langsam verschwanden die Vögel und der Himmel wurde immer dunkler, bis nur noch das Licht der Sterne die Äcker erhellte.



»Catherine, du verrückter Vogel!« Matthew machte eine lange Pause. »Danke!« Und das erste Mal seit Langem lachte er wieder laut und herzlich. Er lachte sein einzigartiges Matthew-Lachen, das ich schon viel zu lange nicht mehr hatte hören dürfen und dessen Wärme mich innerlich erglühen ließ.

So lagen wir glücklich Hand in Hand auf dem dunklen Feld unter den Sternen, bevor eine milde Brise ankündigte, dass das Wetter sich änderte, und wir uns auf den Heimweg machten.

Nachdem Vater gestorben war, war Mutter auf sich alleine gestellt. Matthew und ich waren noch sehr klein gewesen, zu klein, um arbeiten zu können. So schuftete Mutter Tag für Tag hart, um uns ernähren zu können.

Ich weiß noch, wie eines Tages ein Steuerverwalter zu uns kam und Mutter nach einem langen Gespräch eindringlich in die Augen sah und ihr vorschlug, unsere Schulausbildung abzubrechen, um Geld zu sparen. Doch Mutter hatte dazu nur den Kopf geschüttelt. Für sie kam dieser Vorschlag nie infrage, sie liebte uns zu sehr, um nicht das Bestmögliche für unsere Zukunft zu tun. Seitdem war das Geld tatsächlich knapp gewesen, es reichte gerade noch, um mich jeden zweiten Tag in die Schule zu schicken, wo ich Mrs. Darwinsons zischende Stimme ertragen musste, die mich immer an eine Schlange erinnerte. Unablässig, wenn ich still an meinem Platz saß und an die Freiheit dachte, bohrten sich ihre Worte in mein Bewusstsein: »Die Schwarzen müssen vertrieben werden.«

Keiner von uns teilte ihre Meinung, uns war es egal, welche Hautfarbe jemand hatte, die Hautfarbe war

schließlich nicht entscheidend bezüglich des Charakters eines Menschen. Wieso sollten die Schwarzen weniger wert sein als wir? Wieso waren *wir* nicht weniger wert als sie? Oder einfach alle Menschen gleich viel wert? Doch je länger sie auf uns einredete, je länger sie uns schlug, desto schwächer wurden meine Mitschüler. Ich wusste, ich würde mich nicht ergeben, niemals. Ich würde mich an die Worte meines Vaters halten. Aber meine große Angst, die sich täglich verschärfte, war, dass sich die anderen Schüler umstimmen ließen! Ich kannte zwar ihre Eltern und wusste, dass diese, wie jeder hier in Lawrence, gegen die Sklaverei waren. Mrs. Darwinson allerdings, eine stolze Texanerin, befürwortete diese. Würde sie es schaffen, die Menschen umzustimmen?

\*

Das Jahr neigte sich langsam dem Ende zu und die Landschaft verwandelte sich farbenfroh, Abertausende bunte Blätter fegte der Wind durch die Lüfte. Es war im Jahr 1860, als Amerika sich langsam zu spalten begann. Es gab Diskussionen, Aufstände und Streitigkeiten, die sowohl die Wahlkämpfe als auch die Menschen in den einzelnen Staaten beeinflussten. Ich hatte anderes im Sinn: Mir erschien die Natur so perfekt und wunderschön.

Erfolgreiche Männer wie der Jurist Stephen Douglas hatten sich aufstellen lassen, aber auch Männer wie John Breckinridge, ein eindeutiger Sklaverei-Befürworter und grausamer Mensch, wollten Amerika durch die nächsten Jahre führen. Auf der anderen Seite kandidierte John Bell, ein Demokrat, der weder für noch gegen die Skla-

verei war. Doch nur einem gelang es, die Menschen mit weisen Worten und ohne jeglichen Hass zu überzeugen, sich ihm anzuschließen. Ein Mann, der tausend Worte sprach, den jedoch auch tausend Worte nicht beschreiben konnten. Der Mann, den ich fortan bewundern und dennoch hassen würde: Abraham Lincoln. Mit Parolen wie »Der Stimmzettel ist stärker als die Kugel!« gewann er im November 1860 die Wahlen und wir alle waren für einen Moment von Glück und Hoffnung erfüllt. Es dauerte allerdings nicht lange, bis wir wieder den Tatsachen ins Auge sahen und auf dem Boden der Realität ankamen.

Der Winter war hart und wir froren jede Nacht, sodass Mutter sich bereits sorgte, wir könnten ernsthaft krank werden. Ich wusste, ich musste stark bleiben und durfte mir nichts anmerken lassen, nicht einmal dann, wenn ich bis auf die Knochen zitternd im Bett lag und den weißen Atem vor meinen Augen sehen konnte. Auch Matthew schwieg, um Mutter keine Sorgen zu machen. Doch als wir dachten, es könnte nicht mehr schlimmer werden, erhielten wir eines Tages eine unvorhergesehene Nachricht, die das ganze Dorf in Schrecken versetzte. Und von einem Tag auf den anderen wusste ich, dass die Gerüchte wahr werden würden: ein Krieg.

### *Dezember 1860*

Es war einer der Tage, an denen ich ohne Begleitung zur Schule laufen musste, da Matthew schon frühmorgens aus dem Haus gegangen war, um die Feldarbeit zu erledigen. Mutter war ebenfalls bereits bei der Arbeit, so-

dass ich an diesem schönen Dezembermorgen allein zu Hause war. Die Sonnenstrahlen auf meiner Haut ließen mich aus meinem Traum gleiten, und nachdem ich mich angezogen hatte, lief ich wie gewohnt den schmalen Kieselweg neben den Feldern entlang. Eine dicke Schneeschicht hatte sich wie eine weiße Decke über das ganze Dorf gelegt, sodass meine Füße jedes Mal verschwanden, wenn ich einen Schritt vor den anderen setzte. An diesem Morgen hatte alles etwas Verzaubertes an sich: Meine Blicke folgten den langen Eiszapfen an den Bäumen und Häusern und in der Sonne glitzerten Eiskristalle auf dem Schnee. Ein Windstoß umwehte meinen Körper, blies einzelne Schneeflocken zuerst hoch in den Himmel, bevor er sie elegant wieder auf den Boden gleiten ließ. Und plötzlich vergaß ich die Kälte in meinen Armen und Beinen, das Zittern meiner Hände legte sich und ich atmete mit einem Lächeln die frische Luft des Tages ein, bevor ich das Klassenzimmer von Mrs. Darwinson erreichte.

Wie immer wartete sie vor der Zimmertür und musterte mich – wie jeden ihrer Schüler – eingehend, bevor ich mich vor ihr verbeugte und ins Zimmer huschte. Heute erzählte sie uns mit freudiger Miene etwas über die Staaten Amerikas und wir alle sahen verblüfft zu, wie sich ihr zusammengepresster Mund langsam entspannte und auch ihre Stirn sich glättete. Nun sah sie mehr wie eine reizende ältere Dame aus und man konnte ihren Gesichtsausdruck fast schon als nett bezeichnen. Verwundert über diese Veränderung beobachtete ich sie, während sie uns auf der Landkarte die verschiedenen Staaten zeigte und uns anlächelte.

Doch anstatt mich über die glückliche Wandlung von Mrs. Darwinson zu freuen, wie es die anderen Schüler machten, wurde mir plötzlich ganz flau im Magen und es fühlte sich an, als wollte er sich gleich umdrehen. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Und diese Gewissheit nahm immer mehr Gestalt an, als ich ihr die nächsten Stunden stillschweigend zuhörte, während sie immer wieder lächelnd auf den Osten der Amerikakarte zeigte. Sie sah uns eindringlich an, ihre Augen begannen zu funkeln. Bevor sie jedoch weiter ausholen konnte, erlöste uns ein lauter Gongschlag und erlaubte uns, unsere Sachen zusammenzupacken und zu gehen.

Als ich in der Reihe der Schüler aus dem Zimmer lief, fiel mir eine Zeitung auf Mrs. Darwinsons Schreibtisch auf. Gedankenverloren blieb mein Blick auf der Titelseite der Zeitung hängen. Als ich die einzelnen Wörter entzifferte und leise vor mich hin flüsterte, wurde ich kreidebleich. Plötzlich war mir übel und ganz schwindlig, alles drehte sich, als hätte mich jemand eine Klippe heruntergeworfen – ich befand mich im freien Fall. Ein heftiges Zittern überfiel meinen ganzen Körper.

Panisch rannte ich aus dem Gebäude über die offenen Felder, doch der tiefe Schnee hinderte meine Beine bald daran, schnell davonzulaufen. Ich blieb stehen, schloss die Augen und versuchte, meine Tränen zurückzuhalten. Plötzlich wusste ich, dass ich nie wieder so leben, so frei sein würde wie in diesem Moment. Ein tiefes Schluchzen brach aus mir heraus und ich sackte kraftlos in den kalten Schnee. Ich fühlte mich so einsam und orientierungslos, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggerissen. Die kalten Schneeflocken, die nun auf die Erde

herabwirbelten, breiteten sich wie eine kalte Decke über mir aus.

Immer wieder musste ich an die Schlagzeilen der Zeitung denken, bevor ich die Augen schloss. Doch vor meinem inneren Auge sah ich sie wieder: *Amerika im Krieg? South Carolina tritt aus der Union aus!*

Es war dunkel. Nur das schwach flackernde Licht einer Öllampe erhellte die Gesichter von Mutter und Matthew. Sie sahen besorgt aus. Mutter hatte ihre Stirn zusammengezogen, ihre Augen hatten das Funkeln, das ich immer so geliebt hatte, verloren. Es schien, als wäre alles Licht aus ihnen erloschen. Ihre warme Hand umschloss besorgt die meine, die sich eiskalt anfühlte. Matthew neben ihr hatte den gleichen Ausdruck, doch als ein schwaches Lächeln über mein Gesicht huschte, erkannte ich ein schiefes Grinsen, welches sein Gesicht erhellte. Und für einen Moment vergaß ich all meine Sorgen, für eine Sekunde fühlte ich mich wieder leicht und glücklich. Doch sogleich kam die Erinnerung zurück: Krieg!

»Was hast du dir dabei gedacht, meine Liebe?«, flüsterte Matthew mit einem spöttischen Unterton.

Jetzt beugte sich Mutter vor und ich konnte im Licht der Öllampe ihre feuchten Wangen erkennen. Sie rieb sich die Augen.

»Weshalb hast du das getan? Matthew wollte dich nach der Arbeit abholen, doch er hat dich nicht gefunden, er hat dich stundenlang überall gesucht, Cathie!«

Sie schluckte tief, während sie beschämt wegsah.

»Nach einer Ewigkeit fand er dich zitternd im Schnee. Wir dachten schon, wir hätten dich verloren, als er mit dir

in seinen Armen nach Hause stürmte und dich auf den Küchentisch legte.«

Sie unterdrückte ein Schluchzen, ihre Stimme war ungewohnt aufgereggt und glich beinahe dem Krächzen eines aufgescheuchten Raben. Jetzt bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und weinte verzweifelt.

Matthew nahm sie in die Arme und versuchte sie zu beruhigen, während ich nur wie erstarrt zusah und nichts tun konnte. Es war nicht meine Absicht gewesen, Mutter zu verletzen, es tat mir weh, sie so zu sehen. Plötzlich fühlte ich mich wieder ganz schwer und zurückgelassen, als wäre ich ein Vogel, den man vom Himmel geholt hatte. Ich drehte meinen Kopf weg, um meine Tränen zu verbergen, doch es war zu spät. Ich schluchzte wie ein kleines Kind.

Als Mutter mein Schluchzen hörte, verstummte sie blitzartig. Sie sah mich verdutzt an, dann griff sie nach meiner Hand und beugte sich tief über mein Gesicht.

»Ist schon gut, mein Schatz!«, beruhigte mich Mutter mit ihrer zarten Stimme, während ihre Hände mich streichelten.

Es schien, als hätte mein Weinen ihre anfängliche Trauer verscheucht. Sie sah mich einen Moment lang mit besorgten Augen an, dann ging sie aus dem Zimmer, um mir einen heißen Tee zuzubereiten.

Nun waren Matthew und ich allein, und als er mich fragend ansah, flüsterte ich mit schwerer Stimme: »South Carolina ist aus der Union ausgetreten?«

Matthew sah mich verblüfft an, bevor er wissend nickte: »Weißt du, Catherine, die Staaten sind nicht alle gleich geschaffen. Wir im Norden leben von der Indus-

trie und benötigen daher auch ausgebildete Fachleute, um die Maschinen bedienen zu können, wie Mutter es zum Beispiel in der Weberei macht. Auch hier ist das Leben hart, du siehst ja, wie Mutter Tag für Tag in den Ort laufen muss, um dort zu schuften. Und selbst diese Schuftereie reicht nicht aus, um uns zu ernähren, deshalb muss auch ich zusätzlich auf dem Feld arbeiten und du musst nähen. Wir könnten uns keine Sklaven leisten, so wie die Bauern im Süden.« Jetzt wurde sein Tonfall bitterer. »Denn weißt du, der Süden besitzt große Plantagen, die die Weißen nicht alleine bestellen können, oder besser gesagt, sie sind zu faul, um sie zu bestellen, daher kaufen sie Sklaven, die Tag für Tag und Nacht für Nacht ihre Plantagen bestellen und sehr hart arbeiten!« Er schluckte. »Abraham Lincoln hat es sich zum Ziel gemacht, die Sklaverei abzuschaffen und Gerechtigkeit herzustellen. Die Menschen im Süden empfinden dies aber als Bedrohung, da sie ihre Existenz verlieren, wenn Lincoln sich durchsetzt. Deshalb hat South Carolina sich entschlossen auszutreten.«

Während er sprach, sah ich ihn mit großen Augen an, ich saugte jedes seiner Worte auf. Und bald schon begriff ich, auf was er hinauswollte.

»Aber wieso streiten sie sich? Die Südstaaten könnten die Sklaven doch einfach als freie Bürger einstellen und sie gut behandeln?«

Matthew lachte auf, dann strich er mir über die Schulter und sagte: »Das ist nicht so einfach, Cathie. Die Schwarzen wurden schon immer als minderwertig angesehen und die Weißen sind zu stolz, um sie gleichwertig behandeln zu können. So etwas kommt für sie gar nicht



infrage! Und da ist noch mehr: Der Süden streitet sich mit der Regierung, weil er es ungerecht findet, wie diese mit ihrer Macht umgeht. Verstehst du, das ist kein einfacher Konflikt, und er wird sicherlich auch nicht einfach zu lösen sein, meine kleine Catherine.«

Als er schwieg, überkam mich ein leises Frösteln. Unzählige Bilder schossen mir durch den Kopf, bis ein furchtbarer Gedanke Gestalt annahm.

»Und was, wenn du geholt wirst?!« Jetzt spürte ich einen dicken Kloß im Hals.

Matthew legte seine Hände um mein Gesicht.

»Das werde ich nicht, Cathie. Niemals! Ich werde auf euch aufpassen, so wie es Vater mir aufgetragen hat!«

Ich lächelte ihn an. »Versprochen?«

»Versprochen!«

\*

*Man kann das ganze Volk eine Zeit lang täuschen und man kann einen Teil des Volkes die ganze Zeit täuschen, aber man kann nicht das ganze Volk die ganze Zeit täuschen.*

Dieses Zitat von Abraham Lincoln kommt mir immer wieder in den Sinn, wenn ich mich an die Worte meines Bruders erinnere. Damals wusste ich kaum, wer dieser Lincoln war. Ich wusste nicht, woher er kam und wieso er sich in unser Leben einmischen würde. Doch wenn ich nun zurückdenke und den Namen Lincoln höre, bin ich nach vielen Jahren bereit, mir einzugestehen, dass er der Mann war, den Amerika gebraucht hatte.

\*